

Aalener Jahrbuch

1990

Herausgegeben vom Geschichts-
und Altertumsverein Aalen e.V.

Bearbeitet von Karlheinz Bauer

Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Christian Friedrich Daniel Schubart

10 Jahre Festungshaft – wofür?

Karlheinz Bauer

Die Person Schubart hat wie auch sein Lebenswerk zu allen Zeiten recht verschiedenartige Deutungen erfahren. Nicht allein seine Zeitgenossen waren sich völlig uneins, noch bis heute reiben wir uns am Zwiespältigen seines Wesens. Hören wir, wie ihn sein Sohn Ludwig charakterisiert¹: „... Schade, daß ihm ein kleiner Despot den Kern seines Lebens rauben durfte. Schade, daß er nie in einen größeren, seiner würdigeren Wirkungskreis kam. Er hätte ... Meisterwerke für die Nachwelt aufgestellt; denn er war einer der talentvollsten Männer seiner Zeit!“ Der Theologe David Friedrich Strauß, sein Biograph, zog aus dem „Studium“ Schubarts eine ganz andere Summe²: „Sein geschichtliches Wissen war oberflächlich und lückenhaft; von Sprachen war er im Lateinischen noch am stärksten, aber keineswegs sicher ...; neuere Sprachen waren ihm fremd, und selbst sein Deutsch, das er so gewaltig zu schreiben verstand, schrieb er doch zeitlebens weder stilistisch noch viel weniger orthographisch korrekt.“ Sein Gönner und Förderer, der Literaturprofessor Balthasar Haug, dem Schubart viel verdankte, schildert ihn so³: „Hat eine rasende Begierde zu brillieren und ist doch niederträchtig bis unter den Pöbel hinunter. Ein Feind der Obrigkeit, ein Hasser aller Ordnung, undankbar ... In Gesellschaft ist er der unerträglichste Schwätzer, ein Windbeutel und Lügner ... In der Privatausführung, wenn er zum Saufen kommt, weder in Ansehung der Zeit noch des Maßes zu sättigen ... Dem weiblichen Geschlecht bis zum Tier gefährlich ... Ein Tyrann seiner Frau. Ein Löwe in seinem Haus.“

Solche Zitate ließen sich beliebig fortsetzen. Das Schubartbild wandelt sich mit der Zeit, und der Zeitgenosse schafft es nach seinem Bilde. Sah die Aufklärung in Schubart den mißhandelten Patrioten, so formte die biedermeierliche Romantik den unglücklichen Gefangenen zur Figur des Mitleids. Betonte das wilhelminische Kaiserreich in Schubart den Helden, so stilisierte ihn der Nationalsozialismus hoch zum nationalen Idol.

Beim Schubartabend am 25. März 1939 gedachte die Stadt Aalen im Löwenkellersaal der 200. Wiederkehr seines Geburtstages.⁴ Den Festvortrag hielt der Schriftsteller Heinrich Lilienfein zum Thema „Schubart, der Deutsche“, und die Kocher-Zeitung schwärmte⁵: „Dieser deutsche Schubart ist uns heute näher als je.“ Dazu sangen die

vereinigten Männerchöre Liederkranz, Liedertafel und Vulkania „O Eintracht, holde Eintracht“. Nur wenige Wochen später brach der Zweite Weltkrieg aus.

Überhaupt hat die Stadt Aalen sehr spät zu ihrem großen Sohn gefunden. 1891 beging man im ganzen Land Schubarts 100. Todestag. Die Aalener Bürgerschaft hatte sich zu einem dreitägigen Schubartfest gerüstet; es fand vom 20. bis 22. November 1891 statt und war mit größtem Aufwand vorbereitet.⁶ Besonderen Anklang fand ein dafür eigens arrangiertes Festspiel; im Spritzenhaussaal ging es mit glänzendem Erfolg gleich dreimal über die Bühne. Sechs lebende Bilder führten Szenen aus Schubarts Leben vor Augen. Alle Schauspieler entstammten namhaften Aalener Bürgerfamilien; Regie führte der in Aalen geborene Württ. Hofbildhauer Ernst Curfeß. Das erste Bild zeigte Schubart als Student in Erlangen, das zweite stellte den Abschied von seiner Familie in Ulm dar. Im dritten Bild sah man den Besuch Schillers auf dem Hohenasperg, das vierte zeigte Schubarts Ernennung zum Hofdichter. Das fünfte Bild erinnerte an den Empfang des Dichters in seiner Vaterstadt Aalen. Im sechsten Bild erlebte Schubart seine Apotheose, geschmückt von Genien. Stadtschultheiß Julius Bausch reflektierte in seiner Chronik, welches Bild das schönste gewesen sei: „Das sechste war wohl das beste, das erste das fidelste, das zweite und dritte das ergreifendste, das vierte das prunkvollste und das fünfte Bild das bunteste. Es war also für jede Geschmacksrichtung gesorgt.“

Den Höhepunkt des Festes bildete nach Festbankett, Festessen, Festzug die feierliche Enthüllung des Schubartdenkmals auf dem Bahnhofplatz, jenes Monumentes, entworfen von Ernst Curfeß, das später (1931) an die Bohlschule verlegt wurde. Dekan Paul Theodor Knapp hielt die Festrede; sie war nach dem Zeugnis von Stadtschultheiß Bausch ein rhetorisches „Meisterwerk“, das alles Lob verdiente. Der Redner hatte sich u. a. auch zum Werk Schubarts geäußert⁷: „Ob seine Kompositionen sich dem Staub der Vergessenheit, der sie bedeckt hat, wieder entreißen lassen, weiß ich nicht, da ich auf diesem Gebiete nichts von ihm kenne . . . Manche seiner Gedichte haben unvergänglichen Wert, vor allem einige geistliche Lieder . . . Die von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung ist freilich nicht in allen Teilen klassisch, doch hat sie eine Menge von schönen Stellen . . . Ob es sich lohnen würde, eine Auswahl von Stücken aus Schubarts Chronik zusammenzustellen . . ., wage ich nicht zu entscheiden, daß man aber beim Durchblättern der Chronik manches Belehrende, Angenehme und Schöne findet und sich dabei ganz gut unterhalten fühlt, weiß ich aus eigener Erfahrung.“ Zur Gretchenfrage „War denn Schubart ein Revolutionär?“ meinte Dekan Knapp: „Ich glaube nicht . . . Er sagt doch in seiner Chronik, die Monarchie sei die dauerndste Staatsverfassung, da ja die Welt [von Gott] auch monarchisch regiert werde. Auch [das Gedicht] ‚Die Fürstengruft‘ ist nicht revolutionär. Sie warnt bloß die schlechten sittenlosen Fürsten . . . Aber den Thron will es nicht umstoßen.“ Voll zufrieden resümierte die Kocher-Zeitung: „Das war einmal wieder eine fein durchdachte, von echter christlicher Toleranz zeugende Rede unseres allverehrten Herrn Dekan.“

Wenn wir heute nach großen zeitlichen Abständen solche Worte hören, spüren wir nicht nur das Unbehagen, wie sehr jede Epoche „ihr“ Schubartbild sucht, sondern wir begreifen, daß dieses Bild jeweils den herrschenden Ideen einer Zeit untergeordnet und angepaßt wird. Es bleibt nicht aus, daß dabei das Grundanliegen Schubarts bedenkenlos verfälscht und unzulässig verkürzt wird. Das begann schon wenige Jahre nach seinem Tod, als man einige seiner gesellschaftskritischen Gedichte umdichtete, um die Aussagen in ihr Gegenteil zu verkehren (z. B. „Der Bettelsoldat“: im Original eine Anklage gegen den Krieg, nach der Umdichtung ein Lob auf den Kriegsdienst).⁸ Auch heute noch ist Schubart bei vielen Gelegenheiten gut genug für Witz und Anekdote. Keiner fragt nach seinem Schicksal: 10 Jahre Festungshaft – wofür? Wenn wir aber in seinem Werk gerade dieser Frage nachspüren, tritt ein politischer Mensch zutage: Schubart als politischer Dichter, Liedermacher und Journalist. Der „Fall Schubart“ wird zum Stein des Anstoßes.

In Schubarts Leben und Werk, in seiner Persönlichkeit finden sich durchgängig Konfrontationen mit seinen Zeitgenossen.⁹ Während der junge Schubart, wie er selbst erzählt, in frühester Jugend „wenig Talent blicken“ ließ, gestaltete sich seine Ausbildung als eine zufällige Addition zusammenhanglosen Lernens. „Zu einem System bracht’ ich es nie.“ Schon als Schuljunge in Aalen und Nördlingen, dann in Nürnberg, fiel er auf, weniger durch Leistung in der Schule als durch erste Gedichte, den talentierten Umgang mit der Musik, aber auch durch seine Neigung zum Wirtshaus und zur Weiblichkeit. Als Student in Erlangen war er beliebter Kumpan der Fuhrleute, Kutscherknechte und Stammtischhocker – „Frei, ungebunden, durchstreift’ ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirtshäuser, Konzertsäle, studierte, rumorte, tanzte, liebte und schlug mich herum“ –, bis der Theologiekandidat ob seiner Schulden im Karzer landete, um kurz darauf dem alten Vater in Aalen auf der Tasche zu sitzen. Seinen Dienst als Hauslehrer und Hilfsprediger in der Umgebung seiner Heimatstadt betrieb Schubart nicht allzu gründlich. Mit 25 Jahren hatte er genug von der Aalener Enge; er nahm, was sich bot.

Im ulmischen Landstädtchen Geislingen gewann er die Stelle eines Provisors und Organisten. Mit Eifer warf er sich in die Bürgerlichkeit, nicht nur in Erfüllung seiner Amtspflichten, sondern indem er unverzüglich heiratete, eine geschickte und tugendhafte Jungfer, 19 Jahre alt, bieder und hausbacken, nicht allzu reich: Helene Bühler, Tochter des Geislinger Oberzollers, eine brave Frau, die ihm zwar davonlief, als er es gar zu arg trieb, die jedoch zu ihm auch wieder zurückkehrte. „Sie liebt nach Grundsätzen“, das sah Schubart ein, aber er war ohne Grundsätze. Die überstürzte Heirat und das Joch der Beamtung waren zuviel für einen, der wie ein Vogel so frei leben wollte. Für das satte Behagen der städtischen Honoratioren war Schubart nicht geschaffen. „Ich wollte lieber ein Sklave in Tripolis sein als ein Bürger in Geislingen.“ Auch die Schulmeisterei wurde ihm rasch zur Fron. Sie habe etwas von dem Schicksal eines Galeerensklaven an sich. Bald wurde ihm Ehe und Familie zur Fessel. Sein

Schwiegervater beklagte sich über die unanständig niederträchtige, ärgerlich verschwenderische, vor Gott und der Welt unverantwortliche Lebensart des widerspruchsvollen Feuerkopfes. Noch war aber Schubart nicht der Fackelträger der Aufklärung, der da in kleinliche und bigotte Verhältnisse kommt und über die Falltüren der Pfaffenknechte stolpert. Es war vielmehr die „ewige langweilige Monotonie . . ., daß ein Narr den anderen angähnt“, was ihn aggressiv machte: „Hier in Geislingen passiert nichts.“¹⁰

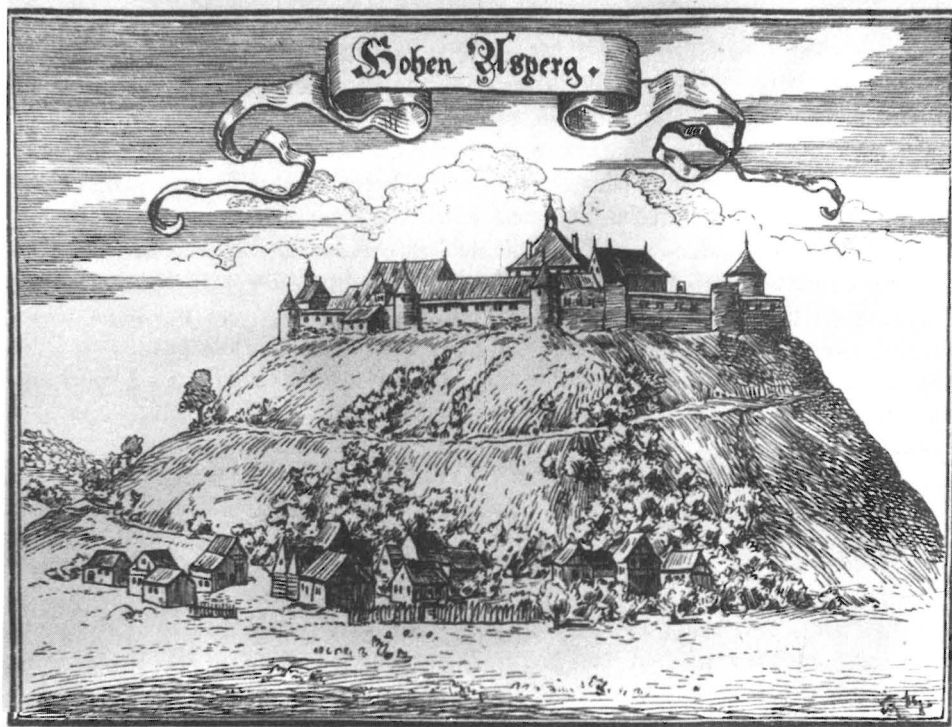
In Ludwigsburg, seit fünf Jahren wieder herzogliche Residenz, schien sich der Lebensraum Schubarts zu erfüllen. „Nun gute Nacht Geislingen mit deiner Einfalt, deinen Bergen, deiner Armut, deiner Geschmacklosigkeit, deinem Kirchhof und deinem Schulkerker.“ Aus der Enge der Kleinstadt hat er sich immer nach dem größeren Württemberg gesehnt. Nun wurde er Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg mit Aufgaben an der Stadtkirche und am württembergischen Hof. Freilich hatte der Herzog vorsorglich anfragen lassen, ob der Präzeptor nicht dem Trunk allzusehr ergeben wäre. Aber das Zeugnis des Ulmer Magistrats lautete günstig, Schubart habe „die Kanzeln zum öfteren mit Applaus betreten“. Der Trubel des Hofes, die erotisierte Luft der „Lumpenburg“ – so nannten die Albbauern die schnell aufgebaute Residenzstadt – nahmen ihn bald ganz gefangen. Auf dem schlüpfrigen Boden des höfischen Lebens rutschte er unversehens in Rollen, die ihm auf den Leib geschrieben waren, des Liebhabers, des fröhlichen Zechbruders, des tollen Kerls. Die heißen Stunden gehörten allmählich zum Programm, seine Saufnächte bekamen einen legendären, aber festen Ruf – es gab damals in der Stadt 63 Weinstuben und Gasthäuser –, mit seinen Klavierschülerinnen spielte er keineswegs nur Klavier, zwei von ihnen hinterließen ihm ein galantes Andenken, die Frau verließ ihn samt Kindern, statt dessen hielt er sich, wie einer der Großen, eine eigene Mätresse in der Person der Dienstmagd Barbara Streicher aus Aalen. Aber was Serenissimus, was die Höflinge ungestraft treiben konnten, wurde ihm zum Verhängnis. Schubart schrieb zutreffend: „In Ludwigsburg grenzte damals die Hölle sehr nah ans Paradies.“ Größte Nöte bereitete ihm sein Vorgesetzter, Dekan Georg Sebastian Zilling.¹¹ Er war auf Schubart schlecht zu sprechen und dies keineswegs nur wegen dessen exzentrischen Orgelspiels. Er nannte seinen Organisten „ein Scandalum der Kirche“, und Schubart schimpfte den geistlichen Herrn „einen apokalyptischen Bonzen“. In Zilling und Schubart begegneten sich zwei Welten. Hier schwarzer Rock, dort Libertinage. Es konnte nicht gutgehen. Auf kirchliches Betreiben ließ Herzog Carl Eugen bedeuten, Schubart solle „sich aus Unseren Herzoglichen Landen hienächstens unfehlbar entfernen“ und begründete, er lebe im Ehebruch und habe sich über Höherstehende lustig gemacht.

In den nächsten Monaten führte Schubart ein Vagabundenleben; fast mittellos schlug er sich durch. In München scheiterte eine Anstellung am Verlangen, katholisch zu werden; zudem war aus Stuttgart eine negative Auskunft eingetroffen. Schon gedachte er nach Schweden auszuwandern, blieb aber in Augsburg hängen. Hier fand er den Be-

ruf, ja die Berufung seines Lebens. Er wurde Journalist und gründete die „Deutsche Chronik“, eine kritische oder kommentierende Wochenzeitung. Schreiber, Redakteur und Herausgeber in einer Person diktierte er seine Texte häufig im Wirtshaus beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, nicht nur, weil er sich bei den einfachen Leuten, bei „seinen“ Leuten wohlfühlte, sondern weil das damals der Ort war, wo sich die Nachrichten trafen. Schubart schaute dem Volk aufs Maul, sein unbekümmert-herzhafter Ton ist wie die Rede von Männern, die beim Wein sitzen, die Bildkraft seiner Sprache geht gar auf die Wortgewalt Martin Luthers zurück. Alles, was der Begriff Freiheit einschloß, war für ihn ein Grund, die Feder zu rühren. Am härtesten sprang er mit dem Klerus um. Doch die scharfe Zunge und spitze Feder des Chronikschreibers waren unerwünscht. Fast kam es schon in Augsburg zu Schubarts Festnahme. Die katholische Partei der Stadt bewirkte immerhin, daß man ihn auswies.

Längst schon war die „Deutsche Chronik“ ein Feldzeichen, um das sich die freieren Köpfe scharten. In der Reichsstadt Ulm durfte es ungehindert flattern. Die zwei Jahre in der Donaustadt waren die besten seines Lebens. Seine Zeitung warf genug ab, seine Talente und Fähigkeiten wurden bei allen möglichen Anlässen genutzt, seine Musikabende waren berühmt, Freunde besuchten ihn, in der geselligen, trinkfrohen Runde lief ihm die Zunge davon, sein Pegasus machte Bocksprünge. Aber was er in Wein- oder Bierlaune aus dem Stegreif hervorsprudelte, wurde kolportiert, abgewandelt, manches wurde ihm auch unterschoben. Kurz: Immer neuer Zündstoff entfachte alten Groll. Üble Vorahnungen plagten ihn, Warnungen vor Überfällen erreichten ihn. Die Schlinge der Hinterlist war vor seine Füße gelegt.

10 Jahre Festungshaft – wofür? Alle Willkürakte, die Schubart jemals widerfuhren, hatten politische Hintergründe. Johann Wolfgang von Goethe hat in der Auerbach-Keller-Szene des „Faust“ mit wenigen Worten die politische und ideologische Situation des 18. Jahrhunderts umrissen. „Das liebe, heil’ge röm’sche Reich, wie hält’s nur noch zusammen?“, lautet die Frage. Sie wird zurückgewiesen: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!“ In der Tat, ein Blick in den Geschichtsatlas zeigt mehr als 300 buntscheckige Territorien; „lausige Landeshoheiten“, wie übrigens Karl Marx formulierte, weist dieses „heil’ge röm’sche Reich“ auf. Jeder dieser Zwergstaaten unterstand einem weltlichen oder geistlichen absoluten Fürsten. Goethes ironische Frage war vollauf berechtigt. Sie kritisiert einmal den Spießbürger, der stumpf und kritiklos gegenüber wichtigen Gegenwartsfragen ist, und zum zweiten ist dieses garstige Lied von den Obrigkeiten nicht erwünscht. Wo käme man hin, wenn die Untertanen nicht nur rasonieren, sondern auch zu denken anfangen? Es ist ein wesentliches Verdienst Schubarts, daß er gegen die politische Unwissenheit und Gleichgültigkeit gekämpft hat und es auf sich nahm, den Unwillen, ja die Verfolgung durch die Obrigkeiten zu wagen. Als Literat und Musiker war er leider abhängig von Hof und Kirche. Er durfte sich nicht der Illusion hingeben, daß er für diese Herren mehr war als ein Lakai; selbst ein Johann Sebastian Bach wurde am Weimarer Hof, wie alle Musiker, unter den Lakaien



Die Festung Hohenasperg

geführt. Schubart aber trat mit dem Selbstbewußtsein des Intellektuellen auf; seines Bleibens konnte niemals lange sein. So bedeutete die „Deutsche Chronik“ für ihn die Lösung der Existenzfrage und die weitgehende Unabhängigkeit. Nun brauchte er weder ein ihm zuwideres Amt auszuüben noch geschmeidig durch Fährnisse und Launen der Obrigkeiten zu steuern; er hatte vielmehr eine Tribüne gefunden, von der aus er seine Gedanken in Freiheit entfalten konnte.

Schubart, dem Mann des Volkes, war eine plebejische Note eigen, die nicht jedermann gefiel.¹² Die selbstverständliche Art, mit den Menschen der „unteren Stände“ zu verkehren, fiel unangenehm auf. In seinen Gedichten gestaltete er vielfach Motive aus dem Leben des Volkes. Viele vertonte er selbst und hatte die Freude, daß manches seiner Lieder auf den Gassen gesungen wurde von Mägden, Soldaten, Kutschern, Handwerkern und Studenten. Schon früh finden sich kritische, anklagende Töne. „Die Fürstengruft“ wird zum Gedicht seines Lebens; den angeblichen Herrschern über Leben und Tod wird das Strafgericht Gottes verkündet. „Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer, ehemals die Götzen ihrer Welt! . . . Nun ist die Hand herabgefault zum Kno-

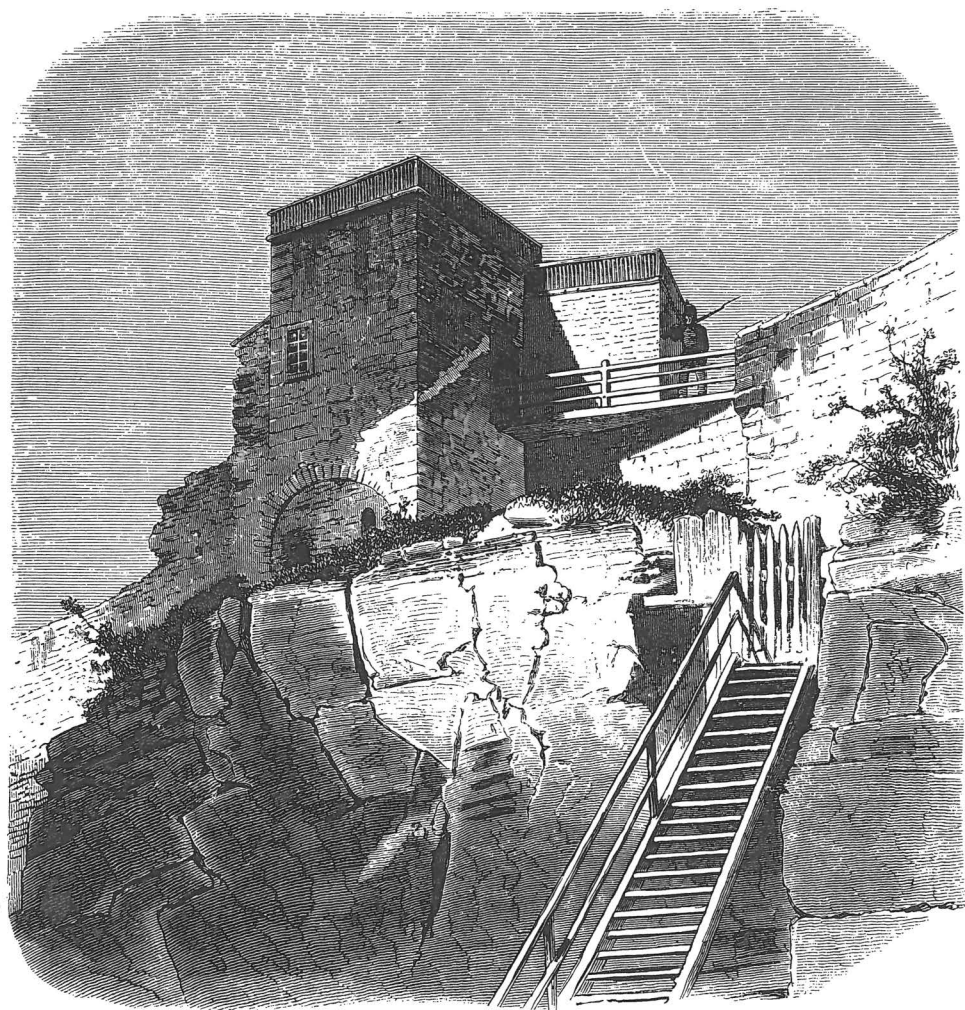
chen, die oft mit kaltem Federzug den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen, in harte Fesseln schlug.“ Seine Spottsucht prangert kirchliche Heuchelei an. So erfuhr sein Gedicht „Märchen“ die Ehre, in Augsburg öffentlich verbrannt zu werden, für so „garstig“ hielten es seine Gegner. Nach biblischer Vorstellung werden im Jenseits die „Böcke“ von den „Schafen“ geschieden. Für Schubart gehören die „Bauernkerls“, d. h. das schaffende Volk, zu den für das Paradies Auserwählten. Dagegen hält er es für eine Seltenheit, die im Himmel gefeiert wird, wenn ein Frommer heraufschwebt. Scharf unterscheidet er zwischen christlicher Lehre und ihren Vertretern; unerbittlich bekämpft er alle Formen der Volksverdummung. In seinen Versfabeln ironisiert er deutsche Zustände, wie die Gallomanie, d. h. das Nachäffen der Franzosen durch deutsche Fürsten („Der Hahn und der Adler“), macht auf die Lage der deutschen Intelligenz aufmerksam („Der Wanderer und der Pegasus“) und schießt gegen deutschen Despotismus („Der gnädige Löwe“). Mit viel sicherem politischem Instinkt sah er im „Freiheitslied eines Kolonisten“ die Gründung eines republikanischen Freistaates in der „Neuen Welt“ voraus, die späteren USA. Die Gedichte „Warnung an die Mädels“ oder „Der Bettelsoldat“ setzen sich mit dem Sinn des Soldatendienstes und dem Irrtum auseinander, der Dienst fürs Vaterland, d. h. für den Landesherren, würde belohnt werden. In seinem berühmt gewordenen „Kaplied“ geht es um den Verkauf von Soldaten gegen Geld. Mancher deutsche Landesherr betrachtete seine Untertanen, die er zu Soldaten preßte, als profitablen Handelsartikel. Man packte die Leute wie Vieh auf Schiffe, um sie im Ausland als Kanonenfutter einzusetzen. Auch Herzog Carl Eugen von Württemberg hatte solches im Lande vorrätiges Menschenfleisch auf französischen und holländischen Märkten verschachert. Schubart reagierte erschüttert über das Kapregiment, bei dem er Bekannte hatte und verglich den Auszug dieser Truppen mit einem Leichenkondukt. Sozialkritische Töne finden wir in Gedichten wie „Der Arme“ oder „Die Wucherer“. Volkspeinigern finden im Grabe keine Ruhe, „das höllische Geschmeiß“, das die Bauern schindet, um sich zu bereichern, teure Zeiten schafft und sich mit Armenblut nährt. Wer kennt nicht das Lied „Die Forelle“? Hinter dem scherzhaften Gewand des Liedes verbirgt sich eine herbe Bitternis. Die in naturgegebener Freiheit lebende Forelle wird durch falsche List und Tücke überwältigt; eine Anspielung auf die Verhaftung. Auffallend sind mehrere Freiheitsgedichte, etwa „Also, ihr Herrscher der Erde, soll wieder unsre Welt im Blute schwimmen?“ Damit zielt Schubart auf diejenigen, die er als Ursache des Unfriedens und der schwindenden Freiheit erkannt hat: „Bald aber scheuchten Fürsten deinen Frieden, und Pfaffen, die so gerne Fesseln schmieden; da wandtest du dein Angesicht.“ Schubart bleibt bei der Trauer nicht stehen, er bejaht freudig, daß die Freiheit, erst bei Schweizern, dann bei den Briten, „seltner in Palästen als in Hütten“ zu finden sei, daß sie sich „in Kolumbus’ neuer Welt“ und schließlich bei den „frohen Galliern“ niedergelassen habe. Und so feiert er begeistert die Französische Revolution von 1789, den Fall der Bastille durch „freier Bürger starke Hand“.



Schubart in der Fürstengruft

Zu Schubarts Zeit galt Schwaben in literarischer Hinsicht allgemein als „Böotien“, als ödes, unkultiviertes Land. Dies nährte Schubarts Absicht, eine Wochenschrift herauszugeben, um „Sturm, Donner und Blitz“ zu erregen, wie er formulierte. Als er dies in Augsburg mit der „Deutschen Chronik“ wagte, war ihm klar, daß es beinahe unmöglich ist, in Deutschland eine „gute politische Zeitung zu schreiben“, weil man bei jedem kühnen Gedanken „einen Seitenblick auf öffentliche Ahnungen werfen“ müsse. Trotzdem sind die Themen seiner Artikel und Berichte schier unerschöpflich. Neben der Kritik des Absolutismus, der höfischen Dekadenz und der deutschen Zersplitterung ist es vor allem die Forderung nach Frieden und Freiheit. Scharf prangert er die Zwangsrekrutierung von Truppen und den schamlosen Soldatenhandel gegen Kopfgeld an. Ein oft behandeltes Thema ist die koloniale Unterdrückung farbiger Völker, der Negerhandel, eine Kulturschande, die von angeblichen Christen um des lieben Profits willen verantwortet wird. Er geißelt das deutsche Pressewesen, das sich den Machtstrukturen anpaßt. Die britische Pressefreiheit weiß er nicht laut genug zu rühmen. Dagegen bekämpft er das Streben deutscher Höfe, als Klein-Versailles zu gelten und alles Französische für modisch zu halten, eine Auffassung, die nicht nur dem Adel eigen war, sondern bereits das Bürgertum verseuchte. Er begrüßt die revolutionäre Entwicklung in Frankreich. Jetzt zeigte das Volk seine Kraft, die gegen die Macht der Aristokratie und des Klerus gerichtet war. Unter den sozialen Problemen, die in der Chronik erörtert werden, nehmen Wirtschaftskrisen und Bauernaufstände einen breiten Raum ein, Steuerfragen, Wucher, Lotterieuwesen und Auswanderung aus materieller Not. Ein wichtiges soziales Thema leitet zu den Fragen der Volksbildung, Literatur, Kunst und Wissenschaft über: die ökonomisch ungesicherte Lage der deutschen Intelligenz. In weltanschaulicher Hinsicht fordert er uneingeschränkte Toleranz. Das zeigt sich in seiner heftigen Polemik gegen protestantische Orthodoxie und katholische Pfaffenwirtschaft, er hatte besonders die Jesuiten im Visier. Er tritt für die farbigen „Heiden“ ein, die seiner Meinung nach mit Recht die Weißen hassen, weil sie ihnen nicht als Christen, sondern als Teufel erscheinen müssen. Verständnissvoll klärt er seine Leser über die Lage der Juden und deren Unterdrückung auf und kommentiert zustimmend ihre wachsende Emanzipation. Religiöse, nationale und weltanschauliche Unterschiede sind für Schubart nicht die Hauptprobleme, seine soziale Lebenserfahrung, sein politischer Instinkt erfassen spontan die unversöhnlichen Gegensätze der antagonistischen Klassen, wenn er etwa die Profitgier bei der Alternative Krieg-Frieden in den Mittelpunkt stellt, ebenso wie die Ausbeutung armer Länder durch imperialistische Kolonialmächte.

Mit allen journalistischen Finessen kämpfte er in jeder Nummer seiner „Deutschen Chronik“ leidenschaftlich gegen das Unrecht und legte die Wurzeln gesellschaftlicher Schäden frei, rüttelte die Gleichgültigen auf und rührte an das Gewissen seiner Leser. Man würde Schubart falsch interpretieren, wollte man sein trauriges Schicksal lediglich als Folge eines lockeren Lebenswandels oder losen Mundwerks hinstellen. Das



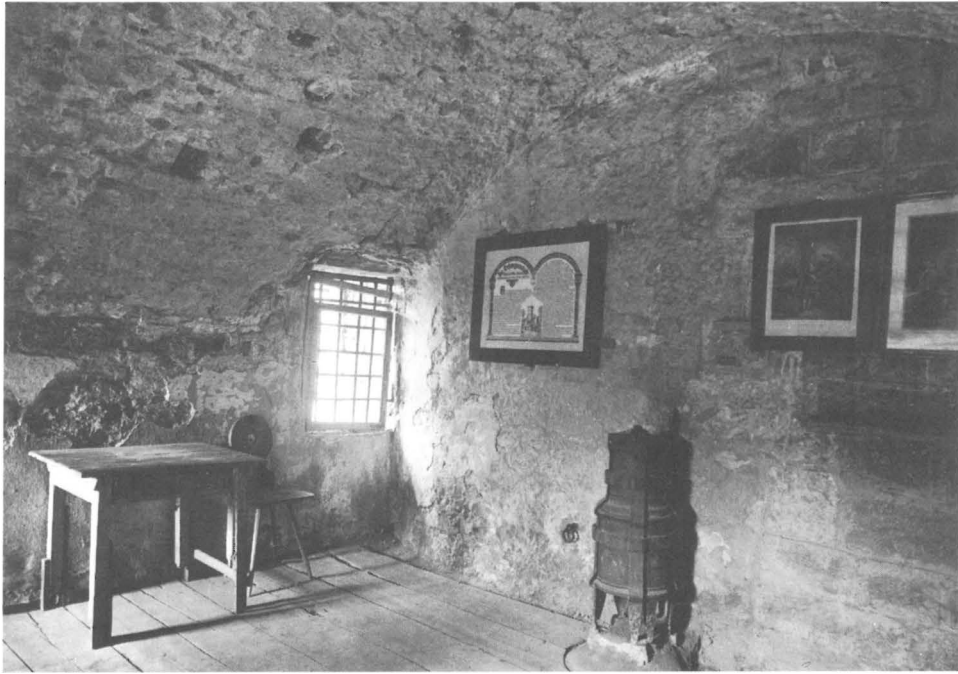
Der Schubartturm auf dem Hohenasperg

hieß nicht nur den „Fall Schubart“ zu verkürzen, sondern die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im feudalabsolutistischen Deutschland zu vertuschen. Über seine Stellung als Journalist schrieb er selbst: „Kein Gewerbe konnte für einen Menschen . . . zu einer Zeit, wo die Priester- und Fürstengewalt gegen jedes Freiheitsgefühl anbraute, . . . gefährlicher sein als das Gewerbe eines Zeitungsschreibers. Vor Fürsten, auch wenn sie Bösewichter sind, den Fuchsschwanz streichen, . . . jedem Hofhund einen Bückling machen, den Parteigeist desjenigen Orts, wo man schreibt,

nie beleidigen, den Kaffeehäusern was zum Lachen und dem Pöbel was zu rasonieren geben, . . . das waren Gesetze, die für mich zu hoch waren . . . Ich stieß daher tausendmal gegen sie an.“ Ja, er sah sich einer furchtbaren Kette von Widersachern gegenüber; „man darf nur ein Glied zum Zorne entzünden, so glühen . . . die übrigen Glieder der großen Kette alle“.

Schubarts Tätigkeit als Publizist an der „Deutschen Chronik“ dauerte nur knapp drei Jahre. In kurzer Zeit hatte sich so viel Konfliktstoff angesammelt, daß das sprichwörtliche Faß überlief. Ein Stein zu seinem Kerkergewölbe war die entschiedene Haltung gegen den Jesuitenorden, dessen Einfluß er lautstark brandmarkte. Der zweite Stein zu seinem Kerkergewölbe wurde Pater Gaßner, ein von den Jesuiten gestützter Wundertäter, der Krankheiten durch das Austreiben des Teufels heilen wollte und massenhafte Zulauf fand. Der Scharlatan trat auch in Ellwangen auf und „die Straße von Aalen dahin wimmelte von elenden Pilgrimen . . . Alle Herbergen, Ställe, Schafhäuser, Zäune und Hecken lagen voll von Blinden, Lahmen, Tauben, Krüppeln, von Epilepsie, Schlagflüssen, Gicht und anderen Zufällen jämmerlich zugerichteten Menschen.“ Schubart, jedem Wunder- und Dämonenglauben abgeneigt, lieferte Pater Gaßner einen Kampf bis aufs Messer, nannte die Heilmethode einen Unfug und „eine Schwaben sehr entehrende Komödie“. Der gefährlichste Kontrahent sollte aber Herzog Carl Eugen von Württemberg werden, der ihn schon von Ludwigsburg wegen „seiner schlechten und ärgerlichen Aufführung“ sowie „seiner sehr bösen und sogar gotteslästerlichen Schreibart“ weggejagt hatte. Schubart hatte im Wirtshaus die Herzogliche Militärakademie in Stuttgart laut als Sklavenplantage bezeichnet und die herzogliche Beischläferin Franziska von Hohenheim mit Donna Schmergalina titulierte. Despektierliches über Fürstlichkeiten war oft genug in der Chronik zu lesen. Carl Eugens cholerisches Temperament kochte; er holte zum Vernichtungsschlag aus. Klosteramtmann Scholl in Blaubeuren erhielt den Befehl, Schubart durch List, unter einem scheinbaren Vorwand aus Ulm auf benachbartes württembergisches Gebiet zu locken und zu verhaften.

Die politischen Hintergründe des Willküraktes verrät der Wortlaut des Haftbefehls: Schubart habe es „in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden sei“, den er nicht in seinen Schriften „auf das freventlichste angetastet“ habe. Man müsse seiner habhaft werden, „um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen“. Und was raunten sich die Philister ringsum zu? „Jetzt hand mer den Galgenkerl . . . Werden 'm wohl d' Zung rausschneiden und den Ketzer lebendig verbrennen . . . Der Malefizkerl, man wird ihm mal den Grind herunterfegen!“ Ein Prozeß wurde Schubart nicht gemacht; er erfuhr auch niemals, wessen man ihn anklagte. Wieder einmal hatte man auf der Festung Hohenasperg, dem württembergischen Staatsgefängnis, einen unbequemen und „gefährlichen“ Menschen für 10 Jahre unschädlich gemacht. Man wollte ein Exempel statuieren. 10 Jahre: Eines „im



Schubarts Zelle auf dem Hohenasperg

Schauergewölbe auf faulem Stroh“, drei Jahre in einem Raum ohne Schreibmaterial, ohne Besuche, dafür mit Gottesdienst, sechs Jahre in einem trockenen Zimmer mit pietistischem Beistand. Zahllose geistliche Gedichte sind die poetisch tauben Früchte jahrelanger Zermürbung, aus seinem Prosastil dieser Zeit gähnt der Asperg hervor. Nach seiner Entlassung fürchtete der Herzog, Schubart könnte ein „ausländisches“ Angebot annehmen und von dort aus gegen ihn schreiben. Machte man ihn aber in Stuttgart zum Theaterdirektor, so schuf man ihm ein Ventil und versicherte sich gleichzeitig seiner Person. Fürwahr, die Herzogliche Durchlaucht und ihre Hofschranzen wußten ihre politischen und ökonomischen Interessen raffiniert zu wahren. Doch die drakonische Erziehungskur hatte Schubarts Wesen nicht geändert; er blieb der Stürmer und Dränger. Das zeigen seine flammenden Kommentare, welche die Ereignisse der Französischen Revolution seit 1789 begleiten: „Heil mir, daß ich die Zeit erlebte, wo man das schändliche Bücken und Beugen und Krümmen vor den Erden-göttern, die so wohl wie unsereins auf den Nachtstuhl müssen, für Idolatrie [Abgötterei] hält.“ Gerade in der Verbindung von Poetischem mit Politischem wird Schubart zum unmittelbaren Wegbereiter Friedrich Schillers, der den Fürsten droht: „Fürchtet für des Liedes Sprache.“

Es gibt Interpreten, die behaupten, Schubart sei vor allem durch die hektischen Machenschaften seiner Gegner und die lange Gefangenschaft so berühmt geworden. Sei's drum! Als er nach vier Jahren an den Folgen seiner Haft starb, tuschelte man, er sei gar nicht rechtens begraben worden. Er habe den Sargdeckel wieder aufgestoßen und der bigotten Trauergemeinde zugelacht. „Der Mythos von einem, der sich nicht hat zum Sklaven machen lassen“ (Otto Borst).

Der „Fall Schubart“ steht nicht isoliert als traurige Episode des 18. Jahrhunderts. Der „Fall Schubart“ ist zeitlos und allgegenwärtig. Er hat Vorläufer in der Geschichte und Nachfahren bis in die Gegenwart. Ein Thema zu allen Zeiten und an allen Orten: Die Freiheit des Denkens, das Verarbeiten von Kritik, der Umgang mit der Wahrheit. Eine beständige Frage an die Gesellschaften aller Epochen und Länder, eine Frage an alle Herrschenden und solche, die sich Macht anmaßen, eine Frage an jeden einzelnen. Wie begegnest Du dem Gedanken des anderen, wie nimmst Du unbequeme Kritik auf, wie ist Dein Verhältnis zur Wahrheit?

„Wer in der Vergangenheit herumkramt, wirbelt zwangsläufig auch Staub auf, der sich nicht zu chronologisch geordneten Häufchen kehren läßt. Es bleibt immer ein Rest . . . Solange es Herrschende gibt, haben sie Grund, sich vor der Geschichte zu fürchten.“¹³ Dabei kann Geschichte einen Zeitraum von tausend Jahren umgreifen, Geschichte ist aber die Zeit vor 50 Jahren ebenso wie das Geschehen von gestern. Immer stellt sich die Frage nach Recht und Unrecht: „Der im Besitz der Macht ist, hat recht, und wer eine herrschende Macht angreift, hat unrecht“ (Ricarda Huch). Die Geschichte des freiheitlichen Denkens ist ein steiler, mühseliger Pfad, gesäumt von den Instrumenten der Unterdrückung: Militär, Polizei, Amtskirchen, öffentliche Meinung. Hätte Schubart früher gelebt, ein Scheiterhaufen oder ein Galgen hätte ihn erwartet. Hätte er später gelebt, das Krematorium eines deutschen Konzentrationslagers hätte einige Minuten länger geraucht. Heute würde sich die Macht subtilerer Mittel bedienen.

Der „Fall Schubart“ ist zeitlos und allgegenwärtig. Er ist im eigentlichen Sinne anonym, Personen werden zu Spielbällen und sind beliebig austauschbar in den Ränken der Macht. Die Freiheit des Denkens beunruhigte den alttestamentlichen Propheten Jeremia, der wegen Hochverrates gefangensaß, ebenso wie den Bauernführer Thomas Müntzer, der für ein urchristliches Gesellschaftsideal auf das Schafott ging. Unter geistiger Bevormundung litt der Wissenschaftler Galileo Galilei ebenso wie die Arbeiterführerin Rosa Luxemburg, das Anliegen des römischen Sklavenführers Spartakus glühte ebenso wie das des südafrikanischen Negerführers Nelson Mandela. Aus dem Nebel unseres Blickfeldes löst sich ein gespenstischer Reigen und sammelt sich zu makabrem Totentanz: Es sind die Weisen, die am Thron zu laut sprechen, Männer und Frauen, die heute noch ihr freies Denken von uns fordern. Wie weit reicht die Toleranz der anderen? Ist unser eigener Standpunkt so fest begründet, daß wir ihren Fragen standhalten?

Zivilcourage fehlt oft, und zwar so sehr, daß Pessimisten das aus dem Französischen entlehnte Wort als Fremdwort bezeichnen. Das Konversationslexikon, Jahrgang 1890, schweigt zu diesem Begriff; es scheint ihn nicht zu geben. Ein Lexikon von heute sagt dazu lapidar: „Zivilcourage = Mut, sich im bürgerlichen Leben für die eigene Überzeugung einzusetzen.“ Was heißt das? Eigene Überzeugung hat mit Gewissen zu tun, sich nicht korrumpieren lassen, „weil es gefährlich ist . . .“, gegen das Gewissen zu handeln“ (Martin Luther). Zur eigenen Überzeugung gehört freies Denken. Leider wird aber kritische Distanz häufig zum Ärgernis, Kritik überhaupt zur negativen Qualität abgewertet. Es ist nur wenige Jahre her, daß deutsche Schriftsteller, die sich kritisch zu Tagesfragen geäußert hatten, zu „Pinschern“ (Ludwig Erhard) und zu „Ratten“ (Franz Josef Strauß) erklärt wurden. Ja, „ . . . der Mensch hat einen Fehler: Er kann denken“ (Bert Brecht). Die eigene Überzeugung muß auf Wahrheit gründen, Wahrheit darf nicht manipulierbar sein, hinter der Narrenkappe wird sie zur Posse. „Die Wahrheit ist das Kind der Zeit, nicht der Autorität“ (Bert Brecht). Die eigene Überzeugung muß endlich zur revoltierenden Tat werden, zur bewegenden Kraft. „Ich empöre mich, also bin ich“ (Albert Camus).

Trotz aller persönlichen Folgen – wer Zivilcourage übt, muß mit solchen rechnen. Freilich riskiert er bei uns heute nicht Kopf und Kragen, er gefährdet nur seine Ruhe, seinen Ruf, die Zuneigung seiner Freunde, die Achtung seiner (über ihn empörten) Mitmenschen, seine Karriere, seine Bezüge. Offiziell gibt es bei uns auch keine Zensur, dafür aber die immer besser funktionierende Schere im Hirn. Anpassung ist angesagt! Anpassung an die herrschenden Meinungen und Normen, Konformismus führt am raschesten zum Ziel. Nonkonformismus ist keineswegs die beste Leiter für den Weg nach oben. „Wir stehen alle ständig der gleichen grundlegenden Alternative gegenüber: Mut oder Nachgeben“ (John F. Kennedy). „Jan Hus vor dem Konzil in Konstanz, Martin Luther vor dem Reichstag in Worms sind etwas anderes als parlamentarische Durchschnittsredner heute“ (Golo Mann). Es gibt zu viele Vermittlernaturen im Lande der „Ganzen und Halben“ (David Friedrich Strauß). Zu gerne sonnt man sich in einer Welt im ewigen Sonntagsstaate, im heiteren Licht der Wohlgeborgenheit und der aufgeräumten Stube, im gottwohlgefälligen Musterbetrieb einer heiligen Ordnung und segensreichen Himmelstochter. Der Wind weht nicht links oder rechts, sondern rückwärts. Einher geht eine erschreckende Entpolitisierung. Theorie ist out, Engagement ebenfalls, Kochbücher und Esoterik sind gefragt, die „heile Welt“ und „positive thinking“, und die Rattenfänger ziehen weiter durch die Lande. Was würde Schubart dazu sagen und schreiben? Eine Diktatur wie beispielsweise das Naziregime war durch bloßen Bürgermut nicht aus den Angeln zu heben. Aber die Zivilcourage ausnahmslos aller nichtnazistischen Bürger hätte die Diktatur verhindert. Den Dienst, den der mutige Bürger sich erweist, erweist er auch der Gemeinschaft.

Geben wir Schubart das letzte Wort: Sei „ein Mann, verschließ die Augen nicht aus sklavischer Furcht, schau nicht durchs Prisma einer übertriebenen Vaterlandsliebe,

sondern stell dich mit mir auf einen Berg, atme die feineren Lüfte der Freiheit, tu die Augen weit auf und waffne dich mit dem Sehrohr der Weisheit. Was siehst du? . . . O, ich mag das ganze finstere Gemälde nicht ausmalen. Will die Farben nur klumpenweis hinwerfen, magst sie selber verwaschen . . . Der Fanatismus fängt an, wieder seine alte Rolle zu spielen und seine Götzen auf die Altäre der Wahrheit zu stellen. Die herrlichen Erziehungsanstalten . . . sind in Gefahr, wieder in der Geburt zu ersticken. Die wahre Gelehrsamkeit wird von falschem Witze verdrungen. Man darbt an wahren Gelehrten und macht Schulknaben zu Professoren. Unsere Kameralisten sind nicht weise Verwalter des Staatsschatzes, sondern Plusmacher geworden. Der Verdienst wird nicht mehr nach Kopf, Herz und Taten, sondern nach der Biegsamkeit unseres Rückgrats bestimmt. Die Polizei – o, mir kocht das Herz, eine vaterländische Träne stürzt, und ich schließe vor Unmut, weil ich nicht alles sagen darf, was ich wollte, diesen tragischen Monolog.“¹⁴

Anmerkungen:

- 1 Ludwig Schubart, Schubarts Charakter, in: Christian Friedrich Daniel Schubart, Gesammelte Schriften und Schicksale, Bd. 2, Stuttgart 1839, S. 244
- 2 Felix Berner, Baden-Württembergische Portraits, Gestalten aus tausend Jahren 800–1800, Stuttgart 1985, S. 220
- 3 Wolfgang Bollacher, Georg Sebastian Zilling (1725–1799) – viel geschmähter Dekan und Stadtpfarrer in Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter, 40/1987, Ludwigsburg 1987, S. 102
- 4 Stadtarchiv Aalen (StaA), S 9 Schubartsammlung, 6.3.1
- 5 Kocher-Zeitung, 23. 3. 1939
- 6 Kocher-Zeitung, 22.–26. 11. 1891;
Julius Bausch, Stadtchronik 1873–1900 (handgeschrieben, im StaA), S. 430 ff.
- 7 Kocher-Zeitung, 26. 11. 1891
- 8 Ursula Wertheim/Hans Böhm (Hg.), Schubarts Werke in einem Band, Weimar 1959, S. (17)/(18)
- 9 Otto Borst, Die heimlichen Rebellen, Schwabenköpfe aus fünf Jahrhunderten, Stuttgart 1980, S. 51 ff.;
Felix Berner, a. a. O., S. 220 ff.
- 10 Georg Burkhardt, Geschichte der Stadt Geislingen an der Steige, Bd. 1, Konstanz 1963, S. 489
- 11 Wolfgang Bollacher, a. a. O., S. 93 ff.
- 12 Ursula Wertheim/Hans Böhm, a. a. O., S. (5) ff.
- 13 Horst Brandstätter, Asperg – Ein deutsches Gefängnis, Berlin 1978, S. 141, 144
- 14 Ursula Wertheim/Hans Böhm, a. a. O., S. 42, 43